Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 24-25

Artikel: Ideala
Autor: Turner, Ettel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576155

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Boden und band seinen Weizensack auf. Wie Schneeflocken vom Himmel strömte der Weizen aus dem Sacke. Die hungrigen Tauben flatterten mit unbeschreiblicher Freude vom Baume herab, um zu essen; denn der Tisch war für sie reichlich gedeckt, und sie fürchteten sich nicht vor dem guten Gastgeber. Sie pickten den Weizen auf und pickten an den Schuhen Isidors, als wollten sie ihm die Füße küssen. Isidor tröstete sie über die Hartherzigkeit des Schnees und zog sorgsam die Füße zurück, um die Tierchen nicht zu treten. Immer mehr Weizen entnahm er dem Sacke und streute die Körner den Tieren vor, indem er sprach: „Mag mir der Weizen meines Herrn Ivan verzeihen! Wie rühren mein Herz die Vögelein Gottes, die jetzt nichts zu essen haben! Verzeihe, lieber Sack, daß die Barmherzigkeit dich erleichtert! Die armen Vögel! — Der Arbeiter erhebt sich, mäht, hämmert oder hackt, und mit dem verdienten Geld kauft er sich Nahrung und Brot; aber diese armen Tierchen, denen der Schnee die Fluren, wo sie einst Nahrung fanden, verdeckt hat, zeigen ihre hungrigen Schnäbel dem Himmel und klagen: Er, der die Raben erhält, sollte wohl die Tauben für geringer halten? Laßt's euch schmecken, Tauben Gottes! Eßt, so lange es Weizenkörner gibt, da jetzt der Winter euere Nahrung in seine Schneelager verschließt und eurem Munde mißgönnt. Eßt! Eßt! Gibt es eine größere Freude, als zu sehen, wie sie sich den Weizen schmecken lassen. Aber Sack, reinen Mund halten! Klage nicht, daß man dir den Weizen genommen hat! Du behältst immer noch mehr zurück, als diese Vöglein bekommen."

So dachte und sprach der fromme Ackersmann; aber einer seiner Begleiter sagte zu ihm: „Welche Thorheit! Isidor, bist du wohl klug? Du verschwendest das Eigentum Ivans. Und diese Vögel — sind sie etwa Arme, die man nähren muß?"

Isidor entgegnete dem Manne, der seine Liebesthat tadelte: „Weißt du nicht, daß die Tiere unter Gottes Hut stehen wie wir, und daß der Herr sie nährt, wenn sie ihm ihren Hunger klagen. So mögen sie denn essen von unserm Weizen und Gott dafür danken, der sie erschaffen hat und sie liebt. Wenn man von den Prälaten sagt, daß sie Renten und Präbenden besitzen, um die Dürftigen zu unterstützen und ihnen zu helfen, so stellt euch vor, daß ich ein Prälat geworden. Seht! die Gaben des Sackes sind die Renten und Präbenden; die Vögelein, die den Weizen picken, sind die Armen. Wenn ich in diesem Sinne handle, bin ich denn unklug?"

Nachdem Isidor die Tauben gesättigt hatte, machte er sich wieder auf den Weg zur Mühle. Als er und die Begleiter dort angelangt waren, fand es sich, daß durch ein Wunder der Sack ganz voll Weizen war und die Körner, die er den Tauben gestreut, doppelt ersetzt waren. Der Mann, der früher Isidor getadelt hatte, half ihm jetzt mit Erstaunen die schwere Last in die Mühle tragen.

O Barmherzigkeit, du Quelle tausendfachen Glückes, du, des Himmels Wohlgefallen, denn du bist mehr wert, als Opfer! Wir sehen, wie Gott den Isidor wegen seiner Barmherzigkeit und wegen seines Mitleides so sehr geliebt hat, daß er ihn eines Wunders würdigte, und wir erkennen, daß die Liebe ein Brunnen ist, der, je mehr man aus ihm schöpft, desto mehr Wasser empfängt. Wer gibt, der wird wieder empfangen.

Ideala.

Novelle von **Ettel Turner**, übersetzt von **E. von Baerensprung**, Lausanne.

Aus Nah und Fern waren sie eingetroffen, die Freunde und Anverwandten, um teil zu nehmen an den Festlichkeiten, die die Feier der silbernen Hochzeit von Lord und Lady Dunstable erhöhen sollten.

Unter den zahlreichen Gästen, die Dunstable Hall beherbergte, befand auch ich mich, eine weitläufige Verwandte des gräflichen Paares. Noch nicht lange hatte ich im gastlichen Hause geweilt, als mir mitgeteilt wurde, daß Lord Guildroy, welcher kürzlich von seiner Reise um die Welt zurückgekehrt, auch zum Feste erwartet werde.

Guildroy, Lord Dunstables Neffe, war auch mir kein Unbekannter. Als Nachbarn zusammen aufgewachsen, hatten wir uns schon von klein auf gekannt und waren immer beisammen gewesen, ein unzertrennlich Paar, bei Spiel und Arbeit, in Freud und Leid! Doch der stille Wunsch unserer beiderseitigen Eltern, ein Paar fürs Leben aus uns zu machen, sollte sich nicht erfüllen.

Ich weiß nicht wie es kam, doch ein dritter, ein amüsanter, lebhafter Gardeoffizier trat zwischen uns beide. Von der Stunde an wollte mir mein meist stiller und ernsthafter Jugendgefährte nicht mehr gefallen, und jung und ungestüm, wie ich dazumal war, machte ich kein Hehl aus meiner Vorliebe für Hauptmann Randolf. Dies mochte wohl Guildroy tief gekränkt haben. Zwar hat er mir nie einen Vorwurf darüber gemacht, nur ein- oder zweimal, bei Gelegenheit, sprach er von seiner Liebe für mich, was er zuvor niemals getan. Es war ja immer so selbstverständlich gewesen, daß wir uns liebten — lieben! war es denn wirklich lieben! wohl nicht, eher doch nur ein Gernehaben, so wie zwischen Bruder und Schwester. So dachte ich wenigstens dazumal; Guildroy mag wohl anders gedacht und empfunden haben, doch ich hatte kein Verständnis mehr für ihn, all' meine Gedanken gehörten dem Hauptmann Randolf. Nur am Vorabend seiner Reise, als er Abschied von mir nahm, da empfand ich seinen ganzen stillen Vorwurf. Er lag in dem ernsten, doch noch liebevollen Blick seiner tiefen dunklen Augen, in dem stummen Händedruck, selbst in den unausgesprochenen Worten.

„Leb' wohl, Edith" — war sein einziges Abschiedswort gewesen.

„Leb' wohl, Guildroy, und auf Wiederseh'n," hatte ich fast fröhlich erwidert.

Ja, auf Wiedersehn! nun stand es vor der Thüre, unser Wiedersehen, und ich fürchte mich fast davor. Ein Wiedersehen nach langen Jahren, während denen wir nichts von einander gehört und vernommen. Was haben sie mir gebracht, diese Jahre der Trennung? Nichts als herbe Enttäuschung und viel Leid, wenig, sehr wenig anderes. Und das Unerträglichste, Quälendste von allem, es war mein Gefühl der Reue über mein Betragen gegenüber Guildroy. War ich denn vorher blind gewesen, daß ich nicht gemerkt hatte, daß Guildroy mich liebte, mit der ganzen heißen Liebe seines jungen Herzens! Ach doch! ich hatte es wohl gewußt, ich wollte es nur nicht sehen, ich verstand es, mich selbst zu täuschen. Nun erst wurde es mir so recht klar, daß es um meinetwillen geschehen, daß er die Heimat verlassen und mit ihr auch die über alles verehrte Mutter, die er hienieden nicht wiedersehen sollte . . . Und alles dies für mich, die ich dieser schweren Opfer so unwürdig war! Wie mußte er mich nun verachten und verabscheuen, die ich so herzlos, so wetterwendisch sein konnte; denn was war meine Liebe zu Randolf anders gewesen als eine vorübergehende Laune? und als solche hat dieser sie auch angesehen.

Was mögen die Jahre der Trennung Guildroy gebracht haben? Ich hoffe Glück und Friede! Hat er wohl manchmal meiner gedacht? Ach kaum, sonst wäre er nicht so lange fortgeblieben . . . nein, haßen und verachten muß er mich ja, wie ich dies nur immer wieder vergessen kann, nicht einmal gernehaben kann er mich mehr, so wie Bruder und Schwester es thun!

Endlich sollten wir uns also wiedersehen, doch nur so ganz oberflächlich, bei Gelegenheit eines Festes, und ich bin ganz froh, daß dem so ist; denn was hätten wir uns auch zu sagen gehabt, nach all dem was vorgefallen zwischen uns.

Wir waren uns ja nichts mehr, gar nichts mehr! Davon zeugte auch nur zu deutlich unsere Begrüßung: eine höfliche Verbeugung, ein oberflächlicher Händedruck, ein paar nichtssagende, liebenswürdige Worte, das war alles gewesen. Er war so sehr in Anspruch genommen, alle drängten sich um ihn, wollten ihn sprechen, ihn begrüßen nach so langer Abwesenheit, und er schien vollauf beschäftigt, eine liebenswürdige Erwiderung zu finden für all' die warmen Willkommensgrüße, die ihm dargebracht wurden.

„Nun, und wie geht es Ideala?" frug Lady Dunstable eben ihm die Hand zum Kusse reichend.

„Danke, liebe Tante," erwidert Lord Guildroy höflich lächelnd; die lange Reise hat sie etwas angegriffen; deshalb ließ

ich sie auch in Frankreich in Pflege eines erfahrenen Arztes und kam alleine nach England geeilt, um am heutigen Tag nicht unter euren Gästen zu fehlen.

„Nächste Woche gehen wir alle zur Regatta nach Henley; du kommst doch auch, und wirst uns dort deine schöne Ideala vorstellen, nicht?“ frug Lord Dunstable, „mein Sohn hat uns von ihr erzählt, er ist ganz voll des Ruhmes über sie!“

Lord Guildroy lächelt wieder, wahrscheinlich erfreut und stolz über all' die Lobeserhebungen seiner Ideala.

„Nein, Henley ist wohl dieses Jahr noch nichts für Ideala, sie bedarf vor allem der Ruhe und Schonung; auch fürchte ich, Vetter Herbert hat seine Beschreibung so sehr übertrieben, daß ihr am Ende noch ganz enttäuscht sein werdet.“

Ideala! . . . Also er war nicht allein zurückgekehrt? Ach! nun begreife ich sein langes Ausbleiben, sein Nichtvonsichhörenlassen, nun ist es mir klar, daß ihn nichts mehr in die Heimat zurückzog, jetzt, nachdem er sein Liebstes, Theuerstes in der Fremde gefunden. — Wie muß sie hübsch sein, diese Ideala, nach all' dem was man sagt, und gut und liebenswürdig und was der Tugenden noch mehr sind; denn ich kann mirs nicht anders denken, als daß Guildroys Auserwählte fast vollkommen ist. Und wie glücklich sie sein muß mit einem Gatten wie Lord Guildroy!

Wie mag sie nur aussehen, diese schöne Ideala? Ist wohl ein Bild von ihr im Schloß? Ich muß mich in den Gesellschaftsräumen danach umsehen; denn fragen nach ihr darf ich hier ja Niemanden, man würde es mir leicht falsch auslegen, ich fürchte, jedermann weiß was damals zwischen Guildroy und mir vorgefallen.

— — — — — — — — — — — — — —

Alle meine Bestrebungen, Näheres über Ideala zu erfahren, sind erfolglos geblieben. Bilder von ihr scheinen in Dunstable Hall noch nicht zu existiren. Eine einzige Photographie von Guildroy selbst habe ich gefunden, er steht auf Deck eines Schiffes und sieht ins Meer hinaus. Herbert Dunstable habe ich dann gebeten, mir eine Beschreibung von ihr zu machen; wir sind immer gute Freunde gewesen, so konnte ich es wagen mit ihm darüber zu sprechen, er versteht mich schon; doch auch Herbert hat mich enttäuscht . . .

„Eine Beschreibung von Ideala, von Guildroys Ideala!“ hat er geantwortet, „dies würde zu weit führen, sie dir so ganz zu beschreiben, und du weißt, ich bin kein Fachmann darin.“

„Nun,“ unterbrach ich ihn ungeduldig, „du weißt schon, was ich damit meine, sag' mir doch wenigstens ganz kurz, wie sie aussieht.“

„Auch das ist noch schwer, nun, sie ist eben ganz wie ihr Name es schon sagt „ideal“!“ —

Mit diesen Worten schlenderte er langsam davon. Er kann doch noch zuweilen recht bengelhaft sein, dieser Herbert, wenn er sich nicht zusammen nehmen mag.

Für heute wenigstens muß ich mich gedulden, mehr erfahren über sie werde ich wohl kaum noch; denn schon ist die Nacht hereingebrochen, und draußen im Garten steigen die Raketen und Sonnen gen Himmel, und das Schloß und der Park erglühen plötzlich in rotem und grünem bengalischen Licht, während fröhlich, helle Tanzmusik durch die geöffneten Flügelthüren ins Freie dringt.

— — — — — — — — — — — — — —

Lord Guildroy scheint nicht zu tanzen. Dort drüben steht er allein an das Geländer der Terrasse gelehnt und blickt in die zuweilen feenhaft erleuchtete Nacht hinaus. Er, der schon früher immer als der schönste Mann der Grafschaft bekannt war, er ist fast noch schöner geworden. Seine Gesichtsfarbe ist von der südlichen Sonne gebräunt, und der Ausdruck seines edel geschnittenen Gesichts ist männlicher, bestimmter und entschlossener als früher. Nur in seinen schönen, tiefen Augen liegt es wie ein leichter Schimmer von Wehmut oder Sehnsucht.

So steht er dort und verfolgt mit den Blicken die hochaufsteigenden, leuchtenden Sonnen, bis sie mit einem Knall auseinanderfallen und verschwinden. Er denkt wohl an seine Ideala, die er leidend zurücklassen mußte, und wünscht bei ihr zu sein. Seine Augen nur folgen dem bunten Lichterspiel, seine Gedanken weilen bei ihr.

Und auch die meinigen wandern den gleichen Weg, und immer wieder beschäftigen sie sich mit ihr. Ja, mit meines Geistes Augen kann ich sie deutlich sehen: eine elegante, schlanke Gestalt mit goldblondem Haar und großen, grauen Augen, und ein berückendes Lächeln auf den rosigen Lippen. Oder ist es vielleicht gar eine südländische Kreolin, klein und zierlich, mit dunkler Hautfarbe, kohlschwarzem Haar und feurig funkelnden Augen! . . . Ach! ich möchte sie sehen, diese Ideala! . . .

Ich muß ihn wohl in Gedanken verloren, laut ausgesprochen haben, diesen Wunsch; denn plötzlich legt sich eine Hand auf meinen Arm, und ich höre Guildroys Stimme sagen:

„Dies kann leicht geschehen, Edith, Ideala wird stolz sein, dich als Gast empfangen zu können, und mir macht es die größte Freude.“ —

Was ich darauf geantwortet, weiß ich nicht mehr, viel mag's nicht gewesen sein; denn ich war vollkommen übernommen von Guildroys plötzlichem Erscheinen, ich wähnte ihn ja noch dort drüben am andern Ende der Terrasse. Ein Glück auch wars, daß es dunkel war hier draußen, und daß eben einige der Gäste kamen und unserem verlegenen Beisammensein ein Ende machten.

— — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen, beim Frühstück, brachte Herbert Lord Guildroy einen Brief.

„Du hast wohl Nachrichten von Ideala, ich sehe, der Brief ist aus Frankreich?“ frug er.

Guildroy nickte: „Ja, sie wird heute von Boulogne nach Folkestone kommen, ich muß sofort aufbrechen, um dort zu sein bei ihrer Ankunft,“ und sich zu mir wendend frug er: „Willst du mich nicht nach Folkestone begleiten, Edith, um Ideala bei ihrer Landung an der Küste Englands zu empfangen?“

Ich muß gestehen, mir wäre ein anderer Moment als gerade dieser lieber gewesen; doch konnte ich nicht anders als zusagen! Es ist ja gerade so freundlich von ihm, mich mitkommen zu heißen, um seine junge Gattin in der neuen Heimat zu empfangen, ein Zeichen der Versöhnung, des Vergessens all' deß, was zwischen uns geschehen ist. —

Die Fahrt war kurz zum Glück; wir sprachen nur wenig mit einander, doch Lord Guildroy schien mir heiterer und fröhlicher wie am Tage zuvor; ja, verschiedene Male, während unseres Gespräches lachte er, was bei ihm eine Seltenheit ist. Doch wundern darüber konnte ich mich nicht; denn in wenig Stunden sollte er ja seine Gattin wiedersehn. Für mich ist es eigentlich schmerzlich und bitter, der liebevollen Begrüßung dieser Beiden beiwohnen zu müssen, doch ich sehe das als eine Art Sühnopfer an für die Enttäuschung, die ich damals Guildroy verursacht habe. Sehr groß muß sie ja übrigens nicht gewesen sein, diese Enttäuschung! Er hat sich wenigstens zu trösten gewußt, davon zeugt Ideala. Nur standhaft sein, heißts nun für mich; denn er soll es nicht wissen, daß ich ihn noch liebe und daß ich immer auf seine Rückkehr und . . . seine Liebe gezählt habe.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir stehen auf der Landungsbrücke im Hafen von Folkestone und sehen hinaus auf das bewegte Meer.

Lord Guildroy späht mit dem Fernglas nach dem Schiffe, das ihm seine junge Gemahlin bringen soll, während ich über die Willkommensworte nachdenke, mit denen ich sie empfangen will.

„Edith, hier ist Ideala!“ —

Diese Worte schrecken mich auf aus meinem Sinnen, und ich blicke verwundert um mich. Doch alles, was ich einstweilen sehe, ist eine elegante Dampfyacht in Weiß und Gold. Leicht und graziös, gleichsam tänzelnd, gleitet sie durch die grünen Wogen, und der Wind spielt mit ihren zahlreichen Wimpeln. Nun entfaltet er auch die große, weiße Standarte, und die Strahlen der Sonne beleuchten hell den goldgestickten Namen des Schiffes — Ideala —

Wie gebannt hängen meine Augen an dem Schiffe, und nur wie im Traume vernehme ich Guildroys Worte: „Darf Ideala nun meine Braut empfangen, Edith?“ —

Stumm und willenslos lasse ich mich von ihm auf die Yacht führen, und mit Mühe nur halte ich meine Thränen zurück; sind es Thränen der Enttäuschung oder der Erleichterung, ich weiß es nicht zu sagen. —

Ein Salonstück.

Im dunkeln Tannenforste.

Im dunkeln Tannenforste
Ein Waldsee einsam liegt;
Auf seinen leisen Wassern
Die Rose still sich wiegt.

Er ruht in sich so träumend,
Kein Sturm je drüber fährt;
Die Sterne nur drin silbern,
Ihr Licht ihn mild verklärt.

Vom Lärm der Welt geschieden
Lebt so manch Mütterlein,
Von Menschen schier vergessen
Ganz mutterseelallein!

Doch lebts im Frieden Gottes;
Kein Sturm sein Herz erregt,
Von sanftem Geistesodem
Wirds betend nur bewegt.

Und lauter Himmelsblumen
Erblühn im Herzensgrund;
Die Sterne Gottes leuchten
Drin hell zu jeder Stund.

So oft der Weg mich führet
Zum Waldsee in dem Tann,
Denk ich an dich, o Mutter,
Mit heißem Danke dann!

Zollikon bei Zürich. **Alex. Müesch**, Pfarrer.

Ein Universalgenie.

Rigi.

Von **T. B.**

Wie wallt der Nebel!
Bald schwer, bald mild,
Entschleiernd, bedeckend,
Ein liebliches Bild.

Flieht er tief unten,
Schau ich entzückt
Schimmernde Matten
Mit Häuschen geschmückt.

Teilt sich dort drüben
Der leuchtende Duft,
Spiegeln im See sich
Berge und Kluft.

Jetzt in der Höhe
Strahlende Zinken
Mit stolzem Gruße
Herüber winken.

Und wieder verhüllend
Das weißliche Meer,
Sich hebend, sich senkend,
Wogt drüber her.

So schwankt das Leben;
Bald schwer, bald mild,
Entschleiernd, bedeckend,
Der Freude Bild.